

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 42 (1938-1939)  
**Heft:** 20

**Artikel:** Der Wetterwart : Roman. Teil 22-23  
**Autor:** Heer, J.C.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-671341>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XLII. Jahrgang

Zürich, 15. Juli 1939

Heft 20

## Des Fremdling's Abschied.

Ich komme vom Gebirge her,  
Es ruft das Tal, es rauscht das Meer;  
Ich wandle still und wenig froh,  
Und immer fragt der Seufzer: Wo?  
  
Die Sonne dünkt mich hier so kalt,  
Die Blüte welk, das Leben alt,  
Und was sie reden, tauber Schall;  
Ich bin ein Fremdling überall.

Ich wandle still und wenig froh,  
Und immer fragt der Seufzer: Wo?  
Es bringt die Lust den Hauch zurück:  
Da, wo du nicht bist, blüht das Glück!

Wo bist du, mein gelobtes Land,  
Gesucht, gehaht und nie gekannt?  
Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,  
Das Land, wo meine Rosen blühn?  
  
Wo meine Träume wandeln gehn,  
Wo meine Toten auferstehn.  
Das Land, das meine Sprache spricht  
Und alles hat, was mir gebricht?

Georg Philipp Schmidt.

## Der Wetterwart.

Roman von J. C. Heer.

(Fortsetzung.)

22

In erstaunlicher Pracht wandert der Winter über das Gebirge. Die Nachttemperatur beträgt zwar fünfundzwanzig bis dreißig Grad unter Null, am Morgen aber, gegen elf Uhr, erlangt die kleine, glühende Sonne aus kobaltblauem Himmel eine Kraft, daß in der Dachrinne des Observatoriums die Schmelzwässer knistern. Im leichten Anzug kann ich auf meinem Gipfel spazierengehen, die Brille aber ist ein unerlässlicher Schutz in diesem Meer flutenden Lichts!

Die Milde der Luft brachte mir Grüße des Lebens! Eine muntere Gesellschaft Kreuzschnäbel, die aus der Tiefe des Bergwaldes herauf-

geflattert kam, flog über den Feuerstein, und auf dem glasharten Schnee fand ich auch einen erstarnten, doch noch lebendigen Schmetterling, einen Zitronenfalter. Woher du armer Geselle, irregefährter Bote des Frühlings? Ich habe ihn ins Observatorium gesetzt. Da mag er sein Sonnenseelchen im Warmen verhauchen.

Selmatt lag heute dem Blicke frei. Ich konnte aber durch mein Glas niemand von seinen Bewohnern entdecken, Hans nicht, Gottlobe nicht, doch erlebte ich eine Überraschung. Gegen zwei Uhr kam ein Fremder das Tal dahier und trat in das Haus Hangsteiners, um drei Uhr ging er wieder. Ich dachte an den jungen Viehhändler, der es

auf Gottlob abgesehen hat, es war aber ein älterer Herr. Ich grübelte, wer der Fremde sein könnte, und kam auf die Vermutung, es sei der Arzt von Zweibrücken, Hangsteiner liege ernstlich krank.

Sorgen im Tal, Sorgen auf dem Berg. Mich quält die Ungewissheit, ob Hans am Neujahr den versprochenen Besuch bei mir wird ausführen können. Ja, wenn nur nicht der verteufelte Ost in die glanzvolle Sonnenlandschaft stieße. Da jagt er aber den staubfeinen Flugschnee in Silberrauch und Windsbräuten empor. Er treibt ihn an die Felsen des Gipfels; er klebt ihn wie wundersam geschweifte Flügel an die Schroffen, und von Tag zu Tag wachsen die Wächten riesiger heraus. Ich betrachte sie mit ängstlicher Spannung, ja schon mit verzichtendem Herzen. Es wird Hans unmöglich sein, sie zu umgehen oder zu durchbrechen, er darf den Versuch gar nicht wagen, die höchste Lebensgefahr wäre dabei!

„Tost Wildi, sei gefaßt, das Neujahr ebenso einsam wie die Weihnacht zu feiern. Wieviel mehr würde mich aber eine Plauderstunde mit Hans als aller Glanz und Sonnenschein des Gebirges erfreuen. Ich schreibe an meinen Lebensblättern das letzte Kapitel des alten Jahres: „Die Reise nach Mexiko!“

\*

Als Zwischendeckpassagier, der sich die Kosten der Überfahrt mit den geringsten Dienstleistungen erwirbt, hatte ich mit Duglore über das Meer setzen wollen, um uns durch unserer Hände Arbeit eine Heimstätte zu gründen. Nun fuhr ich mit Abigail und war nicht der mittellose Auswanderer, der sein Schicksal und das seines jungen Weibes auf eine lekte ungewisse Karte setzt. Umgeben von dem Raffinement der Welt, reiste ich wie ein reicher Herr an die fernen Gestade, um ein Vermögen zu erheben, das durch Recht und Gesetz mein werden sollte, obgleich ich selber keine Hand zu seiner Erschaffung gerührt hatte und die nicht kannte, die es aus dem Grund der Erde ans Licht gerungen haben. Mir zur Seite lehnte mein stolzes, schönes Weib, und jedes Wort, das sie sprach, jeder Blick, den sie mir gab, war ein verhaltener Tauchzer der Liebe.

Ich empfand den Wechsel meines Schicksals wie ein fast unheimliches, übergroßes Glück. Dann und wann regte es sich sonderbar in meiner Seele. Das geschah, wenn vom Vorderdeck ein Auswanderer seine Blicke neugierig und neidisch in das glänzende Leben und Treiben, in das

Spiel und den Flirt der Passagiere erster Kajüte warf. Mir war dann, das harte Gesicht spreche: „Tost Wildi von Selmatt! Du bist dort drüben nur ein Eingeschlichener. Erinnere dich, daß du zu uns gehörst!“ Oder ein schwarzer Heizer streckte etwa den Kopf aus der Treppenluke, um einen Zug frischer Luft oder einen Trunk Wasser zu schöpfen. Ich erschrak leicht: Sie holen dich wieder zu dem gräßlichen Dienst!

Allmählich gewöhnte ich mich, zu denen zu gehören, die auf dem Dampfer wie auf einem stolzen Schloß in lauschigen Räumen, in luxuriösen Hallen und Vergnügungssälen und unter Lustzelten wohnten. Die paar hundert fremder Menschen, die mit mir und Big über die Wasser zogen, waren so sorglos und guter Dinge, als säßen sie in einem schönen Hotel oder daheim auf ihrem Landgut. Sie wandelten plaudernd durch die prächtigen Räume, beschauten sich in hohen Spiegeln, scherzten, lachten, lasen und schrieben; sie aßen und tranken köstlich und tanzten, wenn die Schiffskapelle rief. Sie tanzten über dem tiefen, geheimnisreichen Meer, und nur ein leises Dröhnen verriet, daß das Schiff unaufhörlich und mit der Stärke von vielen tausend Pferden durch die Wogen lief.

Big und ich lernten gleich von der Abfahrt an etwas Gesellschaft kennen. Ein schmal gebauter, doch wunderhübscher blonder Junge, der, von einer schwarzen Dienerin behütet, auf dem Vorderdeck spielte, erregte unsere Aufmerksamkeit. Ein Blick, ein Lächeln Bigs, da kam er gelaufen, riß die Mütze vom Kopf, gab ihr die Hand und begann, als wären wir alte Freunde, von dem Besuch zu plaudern, den er mit den Eltern, einer Pflanzersfamilie von Kuba, in der deutschen Heimat gemacht hatte. Bei der ersten Mahlzeit kam uns ein junges Künstlerpaar aus Berlin an der Tafel gegenüber zu sitzen. Der Herr war ein Holländer, die Dame eine Österreicherin. Im Laufe der Unterhaltung erzählten die Liebesleute, sie hätten sich seit längerer Zeit umsonst bemüht, genügende Ausweisschriften aus ihren Heimatländern zu erhalten, um an ihrem Wohnort die Ehe einzugehen. Nun sei ihnen der Faden der Geduld gerissen; sie führen nach Dover, um sich dort nach englischem Gesetz trauen zu lassen, das die Schließung einer in der ganzen Welt gültigen Ehe in wenigen Stunden gestatte.

Ich bemerkte, wie sich Big von der Erzählung des Paares fesseln ließ. Als die ersten weißgrauen Spitzen der englischen Kalkhügel in Sicht kamen, fragte sie: „Wie lange hält denn das

Boot in Dover?" — „Von zwei bis sechs Uhr," entgegnete ich. „Jost," versezte sie, „wenn du einverstanden bist, lassen wir uns unterdes trauen. Du weißt, wie ich in diesen Dingen denke, aber vielleicht denkt der Vermögensverwalter in Mexiko anders." Da landete der Dampfer.

Am Ausgang vom Hafen in die schwarze, altertümliche Stadt grüßte uns ein würdiger, bejahrter Herr. „Registrar of marriage?" fragte ich. Da grüßte er noch ehrerbietiger und lächelte verbindlich: „Ich kann Ihnen dienen, ich habe schon etlichen hundert Paaren gedient." Das Standesamt an der Schloßstraße setzte die Trauung auf halb fünf Uhr fest. Wir besuchten einen Gasthof, dessen Besitzer sich als zweiter Zeuge anbot. Mit den beiden traten wir an den grünen Trautisch und legten vor zwei feierlichen Beamten das englische Traugelübde ab. Ich steckte Big den Ring an die linke Hand; wir erhielten eine Traubescheinigung, und die Zeremonie war zu Ende. Eben kam das Berliner Künstlerpaar zur Anmeldung auf das Amt. Seine Überraschung, daß wir schneller gehandelt hatten als es selbst, löste sich in herzliche Glückwünsche auf.

Big war nun also auch vor den äuferen Gezeiten der Menschen mein Weib.

„Frau Abigail Wildi," flüsterte ich ihr zu. Mir antworteten stolze, verklärte Blicke und das Wort: „O, wie freue ich mich!"

Himmel und Wasser! Nein, oft lagen Nebel über dem Meer, dann doch wieder das klare Blau. Rasch vergingen die Tage der Fahrt, um so rascher, als Big und ich die meiste Zeit mit nützlicher Tätigkeit ausfüllten. Am Vormittag war sie meine Lehrerin im Spanischen, das sie von ihrem Vater her ziemlich beherrschte; am Nachmittag lasen wir die klassischen Schilderungen Humboldts von Land und Leuten in Mexiko und taten unser Bestes, das Stammeland Bigs, die es übrigens als Kind schon einmal gesehen hatte, wohl vorbereitet zu betreten. Big wünschte auch, daß mir die deutschen Dichter so lieb und vertraut würden wie ihr selbst. Sie neigte lebhaft zu Heine; da ich aber nicht einmal die Klassiker kannte, las sie mir meistens Schiller oder Goethe vor. Manchmal sammelte sich eine kleine Gemeinde von andächtigen Hörern oder Hörerinnen um die feinsinnige Vorleserin, darunter vielleicht einige, die nur die unverfängliche Gelegenheit suchten, dem jungen Weib ins geistvolle Antlitz zu sehen.

Ihr innigster Bewunderer war aber Fräulein,

der kleine deutsche Pflanzersjunge von Kuba. Das nervöse lebhafte Kind mit den strahlend klugen Augen war auf einer steten Jagd nach Big und nur etwas ruhig, wenn er sich an ihre Hand oder an ihr Kleid geklammert hatte. „Erzählen Sie mir, bitte, bitte, eine Geschichte!" bettelte er mit einem so feinen Stimmen und einem so rührenden Ausdruck, daß ihm nicht zu widerstehen war. Allmählich erregte seine schwärmerische Anhänglichkeit an Big das Missfallen der Eltern. Der Vater hielt ihn mit einer scharfen Zurechtweisung von meiner Frau zurück; der aufgeregte Junge aber wälzte sich, Schaum auf den Lippen, in nervösen Krämpfen und schrie nach Big.

In ihren Augen blitzte das Diamantfeuer zornig auf; mit dem Knaben leidend, zitterte sie.

Ich versuchte sie zu trösten und zu beruhigen. In warmer Gemütswallung erwiderte sie: „Jost, du weißt es gar nicht, wie lieb ich die Kinder habe, gerade auch diesen Jungen, der mehr aus Seele als Körper besteht! Warum? Weil ich Nachlese der Kinderzeit halten muß! Ich erzählte dir ja, daß ich als Kind stets nur von Erwachsenen umgeben war, keine Geschwister und keine Gespielinnen besaß und also um das reinste Glück der Jugend gekommen bin. Am Ende meiner Wanderjahre erlebte ich eine Zeit, in der mich der Gedanke an die Ehe aufs heftigste abstieß. Freilich, was für Männer kannte ich damals? Dich nicht! Goldene Jugend! Das heißt: vornehme Toren, Schmeichler, Tagediebe. In die Widerstreitigkeit gegen die Ehe aber mengte sich mir stets die Erwägung: Verzichtest du, dann wird dir auch die Wonne eigener Kinder nicht zuteil! Ich hätte mich in der Hoffnung auf Kinder beinahe entschließen können, meine Hand einem ungeliebten Mann zu reichen. Daraus siehst du, wie ich sie liebe!"

Der kleine, aufgeregte Junge hatte sich im Arm der schwarzen Dienerin beruhigt, Big aber ließ die Saite fortklingen. In verhaltener Glut kam's von ihren Lippen: „Jost, nun du mein lieber Mann bist, habe ich nur die einzige Herzensbitte an das Schicksal, daß es uns Kinder erleben lasse! Deine Kinder, meine Kinder! Die höchste Seligkeit des Weibes ist es, wenn es von einem starken, hochdenkenden Mann in Liebe Kinder haben und diese wieder zu starken, hochdenkenden Menschen erziehen darf. Das möchte ich erleben!"

Lieblich röteten sich ihre Wangen über dem Bekennnis, das sie in flüsternder Zärtlichkeit

vorbrachte. Die Augen strahlten ihr sonnenhaft. Wie sie, gleichsam schon von junger Mutterahnung umwoben, schwieg, erschien sie mir als das anbetungswürdigste Weib; doch drängte mich ein plötzlicher Einfall zu einem Lächeln, und ich unterdrückte die Scherfrage nicht: „Ja, Big, wir werden doch Luftschiffer? Wollen wir denn die Kinder einmal im Ballonkorb erziehen?“

Sie spürte den Widerspruch, in dem sich ihre Lebenswünsche gefangen hatten; sie lachte mit mir und erwiderte nach einem Weilchen lieb und ernst: „Nein, wenn uns Kinder beschieden werden, greifen wir nicht zur Luftschifferei. Da erziehen wir sie in irgend einem stillen Winkel, damit sie wie alle glücklichen Kinder eine Heimat haben.“ Ihre Seele klang mit ihrem Wort.

„Einverstanden, Big!“ versetzte ich. „Es liegt auch mir nicht so dringend an der Luftschifferei. Jedes Leben ist mir recht; nur ein Taugenichts ohne Beschäftigung, ohne Zweck und Ziel möchte ich nicht werden!“

Angeregt plauderten wir über unsere Zukunft. In den Wogen ging die Sonne voll goldiger Pracht zur Küste. Am Morgen traten andere Bilder und neue Betrachtungen in ihr Recht. Der kleine Freund Bigs siegte über seine Eltern und hing ihr wieder an Hand und Kleid. Schon war eine Woche vergangen, die Neufundlandwinde jagten eisig über Deck, das Vorgebirge Sandy Hook kündigte die Nähe der Neuen Welt. Ein schnellsegelndes Boot brachte uns den Piloten, Briefe und Nachrichten entgegen. Auch uns einen Brief! Don García Leo Quisbert, der Vermögensverwalter Bigs, schrieb ihr, wie sehr er sich freue, sie und mich in Mexiko zu bewillkommen.

In New York lag zwischen der Ankunft unseres Bootes und dem Abgang des Dampfers nach Havanna ein Aufenthalt von fünf Tagen. Ich sah die bleichen Yankees eilen und hasten, ihre innere Aufregung und ihren Gewinngeist, das amerikanische Leben, das beherrscht wird von den zwei Worten: „Time is money!“ und „Help yourself!“ Nun ging doch ein Hauch der Versöhnung mit dem Schicksal Duglörlis durch meine Brust. Wie furchtbar unglücklich hätte sie sich in diesem fieberhaften, aber herankühlenden Leben gefühlt! Ihr war in der Heimat wohler.

In einem Hotel New Yorks hatten Big und ich am Tag vor der Weiterfahrt den einzigen Zwist, auf den ich mich aus unserer schönen Ehe besinnen kann. Ich war eben mit dem Ordnen meines Koffers beschäftigt. Da kam sie in strah-

lender Frische von einer raschen Besorgung am Broadway. „Eine Viertelstunde, und ich hatte schon Heimweh nach dir!“ grüßte sie, und ihr Blick flog über meine Dinge und Sachen. „Was hast du denn da für ein abgegriffenes und zerzaustes kleines Buch? Schau her, ein frommes Liederbuch!“ Ihre Hände hielten das Kirchen gesangbuch, das mir Duglörli bei meinem Abschied von Selmatt geschenkt hatte. Sie blätterte neugierig und eifrig darin. „Das Buch gehörte ja deiner Jugendgeliebten,“ rief sie und wechselte die Farbe. „Ihr Name steht darin! Tost, darf ich das Buch fortwerfen? Es ist nicht einmal sauber; es trägt die Spuren und Flecke von Erde und Wasser.“ — „Läß es, Kind!“ bat ich. Sie legte es mit einer verächtlichen Bewegung hin. Ich erzählte ihr die Geschichte des Buches, das den Bergsturz von Selmatt so merkwürdig überdauert hatte. „Auf der Unglücksstätte schenkte es mir Duglore. Es war das einzige, was sie noch aus dem Elternhaus besaß. Sie bat mich, daß ich es jede Nacht unter mein Kopfkissen lege. Es würde mir ein Schutz sein in den Gefahren der Welt!“

„Ein Amulett!“ knirschte Big in zorniger Bitternis. „Ich hasse das Buch! Darf ich es ins Feuer werfen?“ Ihre Hand griff wieder danach. „Nein, Big!“ versetzte ich ernst, „läß mir das Buch! Sei das Weib mit dem großen Zug, der mich stets an dir entzückt hat!“ — „Du kannst mir also das kleine Opfer nicht bringen?“ grollte sie in blasser Empörung. „Niemals, Big!“ antwortete ich fest. „Deine Bitte ist unverständlich. Diejenige, die es mir geschenkt hat, hat weder dir noch mir ein Leides zugefügt. Darum kann sein Besitz auch keine Beleidigung für dich sein; wohl aber schädigte es meine Selbstachtung, wenn ich das Buch jetzt deiner Laune opferte. Ich werde also das kleine Denkmal meiner Jugendliebe weiter in Ehren behalten.“

Als Big meine Festigkeit sah, traten ihr die Tränen der Kränkung in die Augen; sie schleuderte mir einen Blick voll bitteren Vorwurfs zu, warf den Kopf zurück und ging wie eine beleidigte Königin. So leicht sie sich aber, vom Augenblick bewegt, in eine lebhafte Empörung steigerte, war Big keine Grosslerin. Sie kam nach einer Weile, bot mir herzlich gute Nacht, und von dem Zwist blieb in ihrem Wesen nichts zurück als noch ein die paar nächsten Tage andauernder feiner Ernst, als eine leise Traurigkeit, die ihr unendlich reizend stand. Ihre Liebe war nur um so zärtlicher; ihr Naturell forderte einen Mann, der



Hinaus in die Ferne.

Phot. J. Gaberell, Thalwil.

den Mut hatte, zuweilen ihren Launen und Wünschen zu widersprechen. Unsere Unterhaltung griff nie mehr auf das Buch zurück. Erst später, ja erst kurz vor dem plötzlichen Tode Bigs, kam ich in einer der schwersten Stunde ihres und meines Lebens zu der Erkenntnis, daß es ein Glück für uns beide gewesen wäre, wenn ich das unschuldige Liebesunterpfand Duglores an ihre Wünsche dahingegeben hätte.

23

Auf herrlicher Fahrt glitt der „Washington“, so hieß der Dampfer, der uns von New York über Havanna nach Vera Cruz führte, drei Tage durch die Bläue des Golfstroms. In Sicht der Halbinsel Florida wandelte ich mit Big, die sich ermuntert hatte, auf dem Verdeck, und bis in die tiefe Nacht verspürten wir keine Müdigkeit. So über alle Beschreibung schön waren die Bilder des südlichen Meeres. Wie ein schwarzes Bahrtuch lagen die Wasser. Der Mond stieg und goß sein sanftes Licht wie aus einer Schale über die See. Unter dem Himmelssdom, der mit einer glänzenderen und reicherem Sternenwelt als in der Heimat bestückt war, erfunkelten phospho-

reszierend die Wellen; zauberisches Meerleuchten ging über die Fluten, und um ihren Kreis wob sich der wundervolle Orangestreif, der See und Himmel schied. Ein Schiff mit vollen weißen Segeln zog heran — vorbei. Weich und warm wehte die Luft. Ich flüsterte Big zu: „Es gibt noch andere schöne Dinge als bloß die Luftschifferei!“ Ein Seufzer glitt über ihre Lippen: „Vergessen wollen wir die Abrede mit Sommerfeld doch nicht!“

Einen Tag später erblickten wir die Bergspitzen Kubas; in Havanna trennte sich Fritzchen, der kleine schwärmerische Freund, von Big. Endlich lag das ersehnte Ziel der Meerefahrt, der Hafen von Vera Cruz, vor uns. Die aufgehende Sonne überströmte den Schneegipfel des Pil von Orizaba und den Krater des Cofre de Perote mit ihrer Purpurglut, und im fernen Horizont blaueten traumhaft die Kordilleren.

Eine angenehme Überraschung! Don García Leo Quifort hatte uns einen jungen Mann aus der Verwandtschaft Bigs, Don Joaquin Ribeira, mit einem Diener entgegengesandt, damit diese uns nach der Hauptstadt des Landes geleiteten.

Wozu die unvergeßlichen Eindrücke der tropischen Landschaften, die wir durchreisten, die Ankunft im Hochland und die Stadt Mexiko schildern?

Der Notar und Advokat Don Garcia Leo Quifort, der an dem Zocalo, dem Hauptplatz der Stadt, wohnte, empfing uns mit der liebenswürdigen Ritterlichkeit der Vornehmen seines Volkes. Der alte, doch rüstige Herr kam Big mit offenen Armen entgegen, umschlang sie, neigte sein malerisches Zeushaupt auf ihre Stirn, küßte sie und umarmte sie wieder. „Mein Sonnenkind“, sprach er, „Sie haben sich so herrlich ausgewachsen, wie ich es damals dachte, als ich die Neunjährige auf den Armen tragen durfte! Es ist mir die größte Freude, daß ich Sie noch einmal sehen darf, das Glück meines Alters!“ Wieder eine Umarmung! Da Big sah, daß mich der zärtliche Empfang, den ihr der alte Herr mit theatralischem Überschwang bereitete, nicht kränkte, fügte sie sich mit anmutiger Schelmerei in seine Freudenbezeugungen. Als sich Don Quifort zu mir wandte, lobte er die Wahl, die Abigail getroffen hatte, und sprach mit mir wortreich und in den blumigen Bildern des Südländers von den hohen Vorzügen meines Weibes, das ihn schon als Kind entzückt hätte.

Die halb väterliche, halb galante Schwäche, die der edle Don Quifort mit dem Recht seines würdevollen Alters für Big an den Tag legte, gab uns oft heimlich zu lachen; im übrigen aber war der Notar ein ausgezeichneter Mann, der sein Bestes tat, uns den Aufenthalt angenehm zu bereiten. Wochen vergingen uns wie ein andauernder Sonntag. Das eine Mal galt es, ein Stiergefecht oder ein Theaterstück anzusehen, das andere Mal, die Einladungen zu den Verwandten Bigs zu erledigen, welche uns nach Landessitte vornehme Gastfreundschaft erwiesen, uns mit Pferden beschenkten, auf denen wir reiten lernten, die aber von dem nicht sprachen, was uns eigentlich ins Land geführt hatte. Das hatte wohl seinen Grund darin, daß alle wegen der alten Erbschaft miteinander in stillem Hader lagen. Endlich erfuhr ich soviel, daß sich die Silbermine, um die sich der Streit drehte, zu Marfil in der Nähe der Bergwerksstadt Guanajuato am Abhang der Kordilleren befand. Auf die Grube, die zu einem Sechzehntel Big gehörte, hatte eine kapitalkräftige Minengesellschaft ein großes Angebot gesetzt, und gerade die einsichtigsten unter den vielen mexikanischen Teilbesitzern waren der Ansicht, daß der Verkauf des von einem Pächter

schlecht verwalteten Werkes das einzige Vorteilhafte sei. Das Misstrauen der Verwandten untereinander aber lähmte ein entschiedenes Vorgehen. Des unfreiwilligen Müßiggangs wurde mir nach und nach zu viel; ich entschloß mich, das Besitztum aus eigener Ansicht kennenzulernen, und ritt mit Big, die nicht allein bei Don Quifort zurückbleiben wollte, von zwei Dienern begleitet, in die Minengegend. In ein paar Tagen erreichten wir das malerisch über einer Schlucht aufgebaute Guanajuato und die in einer reizenden Berglandschaft gelegenen Gruben von Marfil, unter denen die unsere als eine der ergiebigsten galt.

Empfehlungen von Don Quifort gestatteten uns den Zutritt zu der Mine, die mir die Erinnerung an das Bergwerk von Selmatt erweckte. An einem Bilde der heiligen Jungfrau vorbei geleitete uns der braune, mit einer Fackel ausgerüstete Führer auf großen, breiten Steinplatten in die weit gesprengten Gänge, deren Stille manchmal von huschendem Leben, dem schlürfenden Schritt gnomenhafter Gestalten unterbrochen wurde. Tiefer, immer tiefer führte uns die Wanderung in das wohl seit vielen hundert Jahren im Betrieb stehende Werk hinab; beklemmend feucht und warm umgab uns die mit schlechten Gasen gefüllte Luft. „Steigen wir eigentlich zur Hölle?“ fragte Big mehr angstvoll als scherhaft. Da, nachdem wir über eine Stunde gegangen waren, erreichten wir die Arbeitsstätte im grauenvollen Schlund. Vom schwachen, unheimlichen Licht einiger Fackeln überleuchtet, trieben zahlreiche völlig nackte Gestalten, an die hundert indianische Bergleute, ihre spitzigen Eisen in das Muttergestein. Ein Leben wie in der Gehenna! Als wir das Bild erst recht zu betrachten begonnen hatten, erscholl das Zeichen zum Rückzug. Eine Sprengung kam. Ein Lichtblitz, ein betäubender Schlag! Die Arbeitsstätte lag mit schimmernden Erzstücken wie übersät. Ein Aufseher leitete die Wägung und Schätzung des Gesteins und die Lastträger traten herzu, welche das Erz durch die schauerlichen Gänge, die wir niedergeschritten waren, nach den Almagamwäschen vor dem Eingang des Bergwerkes zu tragen hatten. Die Lastträger aber, deren schlürfenden Schritt wir auf unserem Weg gehört hatten, waren Kinder — indianische Knaben und Mädchen von sieben Jahren an, die einen mit verkrümmtem, die anderen mit verschwärtem Rücken. Unter der Aufsicht einiger Greise beluden sie sich mit dem in Säcke gefüllten Gestein, setzten sich, ein Zug

stummen hohläugigen Elends, in Bewegung und verschwanden im Dunkel der Gänge.

Big stöhnte vor dem herzerreißenden Bild der jugendlichen Märtyrer weh auf. Ich mußte die Halbohnmächtige stützen. „Auf diesem Weg kommt das Vermögen zustande, aus dem ich bis dahin so leichtsinnig gelebt habe,” schrie sie leise. „Das Blut mißhandelter, unbeschreiblich unglücklicher Kinder klebt daran!”

„Das war aber immer so,” erklärte uns der Führer, der die schmerzvolle Entrüstung meiner Frau nicht begriff.

„Es wird aber anders werden, sobald die Mine unter die Leitung einer Gesellschaft gelangt, die über die gegenwärtigen Hilfsmittel des Bergwerksbetriebes verfügt,” versetzte ich, selber erschüttert. „Maschinen werden die Kraft der mißbrauchten Kinder ersetzen!” Da trafen mich die Augen Bigs, als seien ihr die Worte schon Erlösung, mit wahrhaft bewunderndem Blick. „Jost”, bat sie mit bebender Stimme, „dann biete deine ganze Kraft auf, daß die Mine verkauft wird. Ich will auch Don Quisfort bereden. Die traurigen Kindergestalten verfolgen mich, bis es geschehen ist, Tag und Nacht!”

Unser Leben hatte plötzlich einen hohen Zweck. Ich schrieb Kapitän Sommerfeld, daß meine Heimkehr zum Frühling nicht wahrscheinlich sei, und erhielt von ihm eine bedauernde, aber verständnisvolle Antwort. Als sie kam, war ich schon mitten in rastloser Tätigkeit, den Verkaufsvertrag zwischen den hadernden Mexikanern und der „Valencia”, wie die Bergwerkskompanie hieß, zu regeln. Die Mexikaner, die mich nur den „Kaufmann aus Hamburg” nannten, setzten unter der Führung Don Quisforts ein größeres Vertrauen in mich als in die nächsten einheimischen Vettern und Verwandten; die Gesellschaft aber war glücklich, den Mann gefunden zu haben, an dessen Wort sie sich halten konnte, und im Mai lag der Vertrag da. Big jubelte: „Und die Maschinen, die an die Stelle der armen Kinder treten sollen, stehen auch darin?” — „Nein, Big,” mußte ich ihre Freude dämpfen, „das habe ich nicht durchsehen können! Aber ich hoffe, daß es mir später gelinge, dem Mißbrauch der indianischen Jugend ein Ende zu setzen. Wir lassen unsere Luftschifferpläne fahren, es ist mir die Vertretung deiner Verwandtschaft und eine schöne Kaufmännische Stellung in der Grubengesellschaft angeboten.”

Die Tränen traten Big in die Augen: „Oh,

ich liebe Mexiko nicht! Ich weiß jetzt, was Heimweh ist und sehne mich nach Europa. Ich habe mich schon so sehr auf die Rückkehr gefreut!” Sie rang einige Tage stumm nach einem Entschluß. Dann sagte sie mit einer stillen Freudigkeit: „Doch, Jost! Wir bleiben da. Ich weiß, daß dich eine angesehene Stellung gerade wie die angebotene am meisten beglückt. Wahrscheinlich kannst du darin das Los der mißhandelten Indianerinder mildern, und dann, Jost — schenkt uns das Schicksal wohl selber ein Kind!” Ich blickte in unendlich gläubig emporleuchtende Augen und dankte Big für das feine Verständnis, das sie meinen tiefsten Wünschen entgegenbrachte.

Es wurde mir Herzenssache, die Stellung zu erhalten. Sie weckte die Scharte aus, die ich meinem Leben durch den Bruch mit Hans Konrad Balmer geschlagen hatte; sie gab mir wieder einen sicheren Boden und befreite mich von der schambollen Notwendigkeit, vom Vermögen meines Weibes zu zehren, das mir allerdings seinen ganzen schönen Besitz mit der Freudigkeit eines Kindes geschenkt hätte. Ehrgeizige Träume verbunden mich mit der Minengesellschaft, die mir ihr Vertrauen zu erkennen gab. Da, auf der Höhe des Erfolges, trat mir ein junger, anspruchsvoller Mexikaner, jener Don Ribeira, der uns in Vera Cruz abgeholt hatte, feindlich entgegen und bewarb sich selber um die Stellung. Unter dem größeren Teil der Verwandtschaft Big erhob sich die Lösung: „Warum der Fremde? Warum nicht das Blut von unserem Blut?” Ich erhitzte mich über dem stets schärfer werdenden Wettbewerb, und der freie, schöne Posten in Marfil erschien mir noch begehrenswerter.

„Es gibt eine einfache Lösung in diesem Zwist mit Don Ribeira,” erklärte mir Don Garcia Leo Quisfort, der mir schon wegen seiner väterlich zärtlichen Verehrung für Big mit dem Rat seiner großen Erfahrung zur Seite stand. „Werden Sie mexikanischer Staatsbürger! Legen Sie den Namen Wildi ab, der nicht gut in mexikanische Ohren klingt und Sie immer als Fremden verraten würde. Ich biete Ihnen den meinen an, der, wenn er auch französischen Ursprungs sein mag, doch einem der angesehensten Geschlechter des Landes gehört.” Er wandte sich auch an Big: „Eine Freude vor meinem Tod, Sonnenkind, wenn Sie meinen edlen Namen führen wollten.” Sie versetzte rasch hin: „Wildi und Quisfort sind in der tieferen Bedeutung fast dasselbe, und,” lachte sie mir fröhlich zu, „unter vier Augen bleibst du stets mein lieber Jost — mein Jost

Wildi! Nenne dich also Quifort und du hast die Stelle."

Die Angelegenheit, die Big, das Weltkind, leicht nahm, legte mich schlaflos und drückte mich beinahe zu Boden. Ich lechzte nach der Stellung, aber die Heimat aufgeben, Mexikaner werden! Nun ja, was war mir das arme Bergtal drüber über dem Meer, das erschlagene Dach, das meinen Jugendtag behütet hatte? Um Duglores willen, die des Friedens bedurfte, mußte ich es ja bis ans Ende meiner Tage meiden. Und mein Bergland? Ich grub die Reste jenes harten, unglückseligen Briefes, den Befehl der Heimkehr, wieder hervor, den mir Landammann und Rat nach Hamburg geschickt hatten, und erstickte die weichen Stimmen, mit denen die alte Heimat in meiner Brust flehte: „Verrate mich nicht!“ Ich steigerte mich künstlich in einen abgrundigen Groll und Trotz und dachte mit böser Genugtuung daran, wie Landammann und Rat in Gauenburg sich kränken würden, wenn nun derjenige, dem sie Unrecht getan hatten, das Heimatrecht von sich schleuderte. Das Gewissen aber schlug mich bei diesem Gedanken wie mit Ruten.

Den ehrlichen, angestammten Vaternamen verlieren! Das war das Schwerste! Zu schwer für mich. Ich hatte den Namen „Jost Wildi“, der mich an das sagenhafte Volk meiner Vorfahren erinnerte, stets mit Liebe und Stolz getragen. Wie bewegt mein Leben gewesen sein möchte, es klebte kein Ehrenmakel an ihm. Ich spürte, wie der Name ein Teil meiner selber war, wie ich nicht mehr der gleiche Mensch wäre, wenn ich ihm entsagte. Und kein Besserer! Ewig müßte ich mich vor dem Andenken meines Vaters und meiner Vorfahren schämen. Mir war, der Vater müßte sich im fernen Grab regen, und am Feuerstein führen die Geister der Wildleute empor: „Unsegen und Schmach auf den Entarteten!“ —

Da besuchte mich der Vorsitzende der Minengesellschaft, Don Moreno, ein mexikanisierter Belgier. „Sie sind unser Mann,“ ließ er seine Überredungskünste gegen meine freimütigen Bedenken spielen. „Es liegt uns daran, Ihre hervorragende Kraft zu gewinnen; vornehmlich aber wollen wir durch die prächtige Stellung, die wir Ihnen anbieten, verhüten, daß ein Stück altes, faules Mexiko in unsere Gesellschaft eindringt. Wir kennen die Sippe! Gewähren Sie ihr die Einräumungen, die ihrem übertriebenen Nationalstolz schmeicheln. Sie sind hier in der Neuen Welt! Da geht vieles leicht, was in der Alten schwer geht. Was ist eine Staatsangehörigkeit,

ein Name? Sie kennen wohl das Sprichwort der praktischen Römer: „Wo es dir gut geht, ist dein Vaterland!“ Dafür, daß es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin in unserer schönen Minenlandschaft gefällt, wollen wir sorgen. Es gibt ein Einleben und Wurzelschlagen, Herr Wildi! Ich stelle mich Ihnen als Zeuge vor. Ich tat, was Sie jetzt tun sollten. Sehe ich aus wie einer, der bereut? Der Name? Er ist Schale, der Mann ist Kern! Bedecken Sie den Namen Quifort mit einer glücklichen Tätigkeit, mit einem raschen Vorwärtskommen, und er wird Ihnen bald lieb sein!“

„Gedenken Sie, die Kinderarbeit in der Grube, die ehemals uns gehörte, abzuschaffen?“ fragte Big, die unserer Verhandlung beiwohnte.

Don Moreno verneigte sich. „Gnädige Frau,“ lächelte er, es wird eine der ersten schönen Pflichten Ihres Herrn Gemahls sein, mit uns die Mittel zu beraten, durch die der ebenso altväterische wie grausame Kinderbetrieb in technisch geeigneter Weise zu ersezten ist.“

Big sah mich mit einer großen, stummen Bitte an. Das war der Augenblick, in dem ich schwankte, in dem ich fiel. In tiefer Beschämung gestehe ich es: Ich willigte ein, für die Stellung Heimat und Name zu lassen. Verwirrt durch das süße Flehen der blauen Augen, beging ich die große Torheit. Wie Don Moreno gegangen war, kam die Reue. Es war zu spät! Dem starken Jost Wildi aber, der im Begriffe stand, seinen Namen zu verlieren, drängten sich die Tränen in die Augen, und gegen den abgrundtiefen Schmerz, den ich empfand, waren die liebkosenden Worte Bigs und der Gedanke, ich könne vielleicht etwas Menschenfreundliches für die armen Indianerkinder tun, ein kleiner Trost. Ich wußte nur, daß ich mit meiner Zusage gehandelt hatte wie Esau, da er Jakob sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht dingegeben hatte, daß ich etwas verlor, was für den Menschen so kostlich wie der Boden ist, auf dem er geht, und das Licht, in dem er atmet.

Ehe ich recht zur Besinnung kam, erhielt ich auf mein Versprechen hin den Posten in Marfil, und Don Garcia Leo Quifort, der sich mit der Eitelkeit des verliebten Alters freute, daß nun Big seinen Namen tragen würde, besorgte ohne mein Dazutun die mexikanischen Papiere.

Es war aber einer der schrecklichsten Tage meines Lebens, als mich nach einiger Zeit ein amtliches Schreiben aus Gauenburg erreichte, ich sei nach Form und Rechten aus dem Verband des Volkes meiner Heimat entlassen. Da stand noch einmal der Name „Jost Wildi“. In den



Partie im Horgerberg.

Ungewittern, die durch meine Seele gingen, erschien ich mir wie der Verworfene, der die Hand ins Mutterangesicht geschlagen hat, und in walsgenden Stößen spürte ich, daß, wer der Heimat wehtun will, am stärksten das eigene Herz züchtigt.

Nun war ich der Fremde in der Welt; ich wußte aber schon, daß einmal der Tag kommen würde, wo ich am Saum der Heimaterde knien und beten würde: „Vergib dem ungetreuen Sohn!“ —

Tag und Jahr, Jahr und Tag, die Stunde kam.

Als uns eine Woge des Schicksals wieder in die Alte Welt warf und scheinbar begrabene Pläne zur Frucht reisten, behielt ich aus guten

Gründen den mexikanischen Namen bei. Ich würde aber niemand raten, meinem Beispiel zu folgen. Es ist eine stete Lebenszerrissenheit, wenn man Jost Wildi ist und Leo Quisport heißt.

(Fortsetzung folgt.)

### Leben einer Blume.

Aus grünem Blattkreis kinderhaft beklommen  
Blickt sie um sich und wagt es kaum zu schauen,  
Fühlt sich von Wogen Lichtes aufgenommen,  
Spürt Tag und Sommer unbegreiflich blauen.

Es wirbt um sie das Licht, der Wind, der Falter,  
Im ersten Lächeln öffnet sie dem Leben  
Ihr banges Herz und lernt, sich hinzugeben  
Der Träumefolge kurzer Lebensalter.

Nun schrumpfen auch, nun fasern sich und hängen  
Die Blättchen müde überm Samenschöfze.  
Die Farben bleiben geisterhaft: das große  
Geheimnis hält die Sterbende umfangen.

Jetzt lacht sie voll und ihre Farben brennen,  
An den Gefäßen schwilzt der goldne Staub,  
Sie lernt den Brand des schwülen Mittags kennen  
Und neigt am Abend sich erschöpft ins Laub.  
Es gleicht ihr Rand dem reisen Frauenmunde,  
Um dessen Linien Altersahnung zittert;  
Heiß blüht ihr Lachen auf, an dessen Grunde  
Schon Sättigung und bittre Neige wittert.

Hermann Hesse.

### Fahrt auf dem Zuger See.

Von Ernst Eschmann.

Wenn ich, der Abwechslung halber, einmal an einem schönen Sonntagnachmittag den Heimatkanton verlasse, um einen Ausflug zu unternehmen, taucht immer gleich vor meinem innern Auge das Zugerländchen auf. Ich liebe es. Denn zu allen Jahreszeiten hat es dem Naturfreund etwas zu sagen. Am köstlichsten scheint es mir zu sein während der Baumblüte. Da ist das Gelände dem See zu und den Hängen entlang ein lachender Park und ein Bild von berückender Lieblichkeit. Man wandere in diesen Tagen einmal auf der Höhe des Zuger Berges dem Rossberg zu, nach dem Wildspitz, oder, wenn man's gemächlich nehmen will, nur eine gute Stunde über die Weiden und die voralpine Hügelregion, dann hinunter auf der Serpentinestraße nach Walchwil, und man erlebt, was für ein gottbegnadetes Becken diese Mulde des Zugersees ist. Sie besitzt nicht die heroische Größe des Bierwaldstättersees oder die Farbenglut tessinischer Gewässer. Dafür trägt sie alle guten Eigenschaften eines gesunden Landmädchen zur Schau: Einfachheit, Bescheidenheit, immerhin mit einem Stich ins Mutige und Entschlossene, etwas Versonnenes, Einladendes, und man hat gleich das Gefühl, daß man hier trefflich aufgehoben ist. Tiefland und Bergland, Wiesen und dunkle Wäl-

der, alte, stilvolle Bauernhäuser, malerische Kapellen, die Riesenpyramide des Rigi, die immer gigantischer wird, je näher man dem Fuße des ungeheuerlichen Massivs kommt, die Aussicht nach fernen Firnen im ewigen Schnee oder noch in der winterlichen Kapuze, der blaue Himmel über allem und eine im Äther ruhende weiße Wolke dazu, dies zusammen macht das begierige Auge erglänzen und prägt ihm immer wieder ein: hier liegt ein Garten Eden, der allen wohl tut und am besten dem Ruhebedürftigen, der Einsamkeit und Schönheit sucht, um sich in beiden zu vergessen.

Wer in Zürich den Gotthardzug besteigt, um nach dem Süden zu fahren, freut sich immer, wenn er die beiden Tunnel des Zimmerberges und des Albis hinter sich hat, auf die Strecke zwischen Zug und Arth. Man fährt einem steilen Hange entlang, nie unmittelbar am Wasser, sondern über ihm, man sieht über kühne Brücken, Tobel und Schluchten und sieht sich einem wechselnden Panorama gegenüber, das sich zuspitzt, je näher man dem Schwyzischen Lande rückt. Man steckt aber zugleich mitten in so viel Schönheit und landschaftlichem Reichtum, daß man mancher reizvoller Winkel und Partien gar nicht inne wird. So gilt es, einmal den See zu befahren,